




Tony Schumacher
NANETTA
Eine Geschichte aus dem Leben

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H – 5093 Vezensy (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Tony Schumacher
NANETTA
Eine Geschichte aus dem Leben

Es regnete, regnete, regnete!

Wir waren in einer kleinen Sommerfrische, nahe beim Wald und sahen von unsern Fenstern aus in das Dickicht der Tannen. Aber, statt daß wie sonst würziger, sonnendurchglühter Duft aus ihnen aufgestiegen wäre, entquollen der Moosdecke feuchte Nebel und Dämpfe. Auf unsern Bänkchen saßen rotbraune Schnecken, und traurig sahen wir Tag um Tag von den Fenstern aus hinüber und dann wieder nach dem wolken schweren Himmel, ob denn nicht endlich wieder einmal die Sonne durchdringen und all das Nasse trocknen würde.

In der Pension selber waren nette, liebe Menschen. Wir Alten wußten uns eher zu trösten, saßen zusammen, lasen, schrieben und arbeiteten. Aber die Kinder im Haus, die waren entweder wie gefangene Vöglein, kauerten, mühsam zurückgehalten, hinter Halma und Geduldspielen, oder wenn man sie mit Kapuzen, Mänteln und Regenschirm hinausließ, so kamen sie bald wieder heim, triefend und voll Schmutz. Es war kein Vergnügen! Und zum Kummer der Pensionsmutter packte eine Familie nach der anderen ihre Koffer. Die leeren Zimmer bedrückten nicht nur die Pensionsmutter, sondern auch uns Zurückbleibende.

Da, eines Morgens, hörten wir draußen im Gang fremd klingende Laute – ein Mittelding zwischen Französisch und Italienisch, und eine Männerstimme fragte, ob hier Zimmer zu haben seien, er wolle sich nicht lange aufhalten, nur fragen. Es entspann sich dann eine längere Unterhaltung, an deren Schluß wir nur die Worte verstanden: »Also morgen, morgen und vier Zimmer.« –

Ein Herr mit gebräunter Gesichtsfarbe ging dann eilig durch den kleinen Garten und stieg in einen Wagen, während es gleich darauf an unserer Türe klopfte und Frau Liesching, die Besitzerin, eintrat. Ganz froh leuchtete ihr Gesicht: »Ich muß Ihnen nur gleich verkündigen, daß schon in Bälde mein Haus wieder voll sein wird. Eine große Familie aus Neapel, Großeltern, Eltern und drei Kinder und eine Gouvernante sind unten in der Stadt. Die beiden Herren sind Ärzte und wollen von hier aus einige Kongresse besuchen, während die Frauen und Kinder dableiben sollen.«

Mir klopfte das Herz vor Freude, daß wieder Jugend das Haus beleben sollte.

»Wie alt sind denn die Kinder?« fragte ich gespannt und freute mich doppelt, als Frau Liesching sagte: »Noch ganz klein sollen sie sein, drei Mädchen im Alter von zwei bis sieben Jahren. Ich muß jetzt aber gleich hinauf und alles richten lassen, 's ist nur gut, daß wir auch für so was ganz Junges Bettlädchen haben!« Damit ging sie davon, um ihre Anordnungen zu treffen.

Am andern Tag setzte ich mich ans Fenster, um die Angekündigten ankommen zu sehen. Man wird so neugierig an einem kleinen Ort, besonders wenn es regnet und sich absolut nichts ereignet.

Endlich, ein Tuten aus der Ferne, ein schnell näher kommendes Fauchen, und mit kurzem Ruck hielten nacheinander zwei bedeckte Autos vor der Pension. Der junge Herr von gestern sprang heraus, reichte einer älteren Dame beim Aussteigen die Hand, deren Mann folgte und noch eine junge, hübsche Frau. Aus dem andern Auto zwängte sich ein junges Mädchen, und gleich darauf hüpften drei kleine Gestältchen der herbeigekommenen Mutter in die Arme und wurden auf das Trottoir gestellt. Und dann kam die ganze Gesellschaft durch das Gärtchen den Weg herauf gegen das Haus, und wir hatten dabei Gelegenheit, die neuen Ankömmlinge zu begutachten.

»Das ist doch nun endlich einmal etwas anderes, Interessantes«, sagte ich zu meinem Mann, der über meinen Eifer etwas lächelte; aber ich kann nichts dafür, etwas Fremdländisches konnte mich von jeher in einige Aufregung versetzen.

Aber uns fing's an, lebhaft zu werden, sogar sehr lebhaft. Koffer und Möbel wurden gerückt, laute Stimmen erschallten, die Dienstmädchen vom Haus liefen herauf und hinunter – das war schließlich bei den andern Gästen auch so. Aber dann freute ich mich, als nach einiger Zeit Kinderfüße die Treppe herunterkamen und zögernd

in dem kleinen Vorplatz außen innehielten. Das deutsche Fräulein, das, wie ich nachher hörte, am Morgen dieses Tages erst bei der Familie eingetreten war, fragte, wo sie für die Kinder Milch bekommen könne, und bald darauf saß die ganze kleine Gesellschaft im Speisezimmer und ließ sich's schmecken. Sie achteten noch nicht sehr auf die Anordnungen des fremden Fräuleins, sondern griffen sofort selber zu, schenkten sich ein und brockten mit den braunen, kleinen Händen ihre Semmeln in die weiße Milch. Die zwei Jüngeren machten's nicht gerade salonfähig, die Persönchen waren gar zu lebhaft, und die Fingerlein griffen gar zu energisch drein, so daß das Fräulein bald um Lappen und Tuch bitten mußte, das Verschüttete wieder aufzutrocknen. Die Älteste hingegen, ein ganz merkwürdig verständig aussehendes Kind, vermittelte, wie es schien, zwischen den Kleinen und der jungen Dame, auch half sie geschickt beim Wiederordnungsmachen und beim Neueinschenken.

Ich ging zurück in meine Stube. Gleich darauf kam das Füßegetrappel wieder vorbei, und die Kinder beschauten sich anscheinend durch die offene Haustür die Sachlage. Zwei zwitschernde Stimmlein verlangten auf Italienisch irgend etwas, wahrscheinlich wollten die Kleinen hinaus. Das Fräulein erklärte, daß das nicht sein könne, die Älteste, die, wie ich durch das offene Fenster vernahm, etwas Deutsch konnte, vermittelte den Geschwistern ein bestimmtes: »No, no!« Aber die Stimmlein lauteten

nun gar nicht mehr lieb, und gleich darauf sprangen zwei schwarzlockige Kinder in leichten, weißen Kleidern hinaus in den kalten Regen, das Fräulein ihnen nach.

»Halt, halt, ihr werdet ja naß«, rief sie.

Aber je dringender es klang, desto weiter rannten die beiden davon, und alles Rufen nutzte nichts, obwohl es gerade gewaltig schüttete.

Da sahen wir, wie die Älteste, sie hatte schnell an dem Ständer im Gang ihr kleines Regenmäntelchen umgenommen und die Kapuze heraufgeschlagen, mit flinken Füßen den zwei Ausreißern nacheilte und sie auch bald erwischte. Eindringlich sprach sie auf sie ein, und willig und nett folgten dann die Schwestern ihr ins Haus, wo inzwischen die Mama dem Fräulein auf Französisch Vorwürfe machte, daß sie die »Ragazze« – Kinder – habe hinauslaufen lassen. Die Älteste trocknete mit ihrem Taschentüchlein den Kleinen die Haare und sagte irgend etwas Entschuldigendes für das Fräulein.

Die nächsten Tage machten wir Bekanntschaft mit der Familie. Es waren nette, gebildete Menschen, die Frauen vielleicht nur etwas zu weich mit den Kindern. Diese saßen während der Mahlzeiten mit dem Fräulein am Nebentisch, und wenn's auch selten ohne eine Umschüttereier oder Verschmiererei abging, so war's doch ganz unterhaltend, der kleinen, lebhaften Gesellschaft zuzusehen, das Ungerade ging uns ja nichts an. Nur hatten wir da und dort ein leises Bedauern mit dem Fräulein, das den besten

Willen hatte, die Kinder gut zu ziehen, und wieder mit diesen, die die Fremde nicht verstanden und dadurch sich oft nicht gerade lieb und folgsam zeigten. Da war's nun immer wieder Nanetta, die Älteste, die vermittelte, eingriff und half, deren merkwürdig kluge, samtschwarze Augen alles um sich her sahen und erfaßten, und deren tiefes, weiches Stimmlein so wohltuend klang gegenüber den noch nicht sehr melodischen von den Schwesterlein.

Nanetta hatte es meinem Mann und mir gleich am ersten Tage angetan, und wir riefen sie auch manchmal zu uns herein und hatten unsere Freude an ihrem drolligen Deutsch. Sie erzählte, sie hätten ein paar Monate schon in Neapel ein deutsches Fräulein gehabt, aber die »Sorelle« – Schwestern – seien noch kleine »stupide Dummerchen« – sie hätten nichts gelernt. Nanetta, so jung sie war, vermittelte auch alles in der Küche und im Hause, bestellte Kaffee, Tee, Milch, wobei sie die Anzahl der Tassen mit großer Lebhaftigkeit durch ausgestreckte Fingerchen bezeichnete.

Die größte Hilfe und ein wirklicher Trost für das noch junge, etwas unerfahrene Fräulein war dieses Kind überhaupt in der nächsten Zeit. Die zwei Kleinsten schliefen bei ihr, Nanetta im Nebenzimmer, die Eltern etwas entfernt.

Nun wollte Fiora, die Jüngste, sich absolut nicht an die neue Schlafgenossin gewöhnen und verlangte gleich am ersten Abend energisch nach ihrer Mammuccia. Als es

hieß, diese schlafe, fing Fiora an zu schreien und schließlich zu brllen, und alle Lock- und Beruhigungsmittel von Fräulein Gertrud nutzten nichts, das Gebrüll wurde fürchterlich. Es artete an den nächsten Abenden so aus, daß Frau Liesching, die oben schlief und in Todesangst dalag, um die Ruhe ihrer andern Hausgäste besorgt, tüchtig mit einem Stock auf den Boden klopfte. Als dies aber nichts nützte, erschien sie verzweifelt im Schlafrock und versuchte nun ihrerseits, den kleinen Racker zu beruhigen. Umsonst! Da war's wieder Nanetta, die, schlaftrunken, aus ihrem Bettchen stieg, dem Schwesterlein allerlei Italienisches, das oft gar nicht nur wie Koseworte lautete, ins Ohr sagte, dabei aber strich sie ihr mit ihrer braunen kleinen Hand beruhigend über den Krauskopf. Und hernach sang sie mit leiser, gedämpfter Stimme kleine Lieder, unter deren besnftigenden Weisen das Kind einschließ. Erst dann ging Nanetta selber wieder in ihr Bett zurück. Es sei einfach ganz rührend gewesen, erzählte am andern Tag die sehr kinderliebe Pensionsmutter.

Diese Szenen wiederholten sich aber sehr oft. Auch die andere Schwester, Angela, war gar kein Engelein, sondern ein recht verzogenes, willensstarkes kleines Ding, das, gleich Fiora, eben einfach nicht folgen wollte, und fast immer war's Nanetta, die die beiden wieder zum Gehorsam brachte.

Eines Nachmittags – draußen schüttete es einmal wieder zur Abwechslung, statt gewöhnlich zu regnen – da

saßen mein Mann und ich im kleinen Salon der Pension mit den Neapolitanern beisammen. Die Kinder waren mit dem Fräulein hinauf in ihr Zimmer geschickt worden, und wir hatten gerade noch gesehen, wie Nanetta geschickt die kleine Fiora, die mit ihrer Puppe im Arm gestolpert war, wieder aufrichtete und tröstete. Im Ofen brannte behaglich ein Feuer, und die Herren hatten sich eine Zigarre angezündet. Als die Schritte der Kinder verhallt waren, sagte mein Mann nachdenklich zu den Italienern:

»Was ist doch Ihre Nanetta schon für ein reizendes, fürsorgendes Mütterchen für die Kleinen! Aber merkwürdig ist es, wie wenig sie und die Schwesterchen sich gleichen!« Er sprach das aus, was wir alle schon lange beobachtet hatten, Nanetta war auch um einen ganzen Schatten dunkler und fremdartiger als die andern. Die Bemerkung meines Mannes schien die Familie unruhig zu machen. Die junge Frau sah ihren Mann, der ältere Herr seine Frau wie fragend an, und dann sagte der Großvater:

»Ihnen, die sich so lieb für das Kind interessieren, können wir ja schon sagen, daß es nicht unser eigenes ist, es ist ein Messinakind, das unter den Trümmern gefunden wurde, und das wir zu uns genommen und bis heute aufgezogen haben!«

»Nanetta ist uns aber so lieb geworden wie die eigenen«, sagte jetzt die Großmutter. Nun fiel uns auch ein,

daß Nanetta schon verschiedene Male gesagt hatte: »Ich gehöre der Nonna – Großmutter – und Fiora und Angela gehören der Mammuccia.«

Als wir uns hierüber äußerten, sagte die letztere lebhaft: »Ja, Nanetta ist ein besonderer Liebling von den Großeltern geworden, aber sie ist uns deshalb gerade so teuer. Wir wohnen nämlich in einem Haus beisammen und bilden eine große Familie. Nanetta hat aber in Wirklichkeit keine blasse Idee davon, daß die beiden andern nicht ihre Schwestern und wir nicht die Eltern und Großeltern sind. Sie soll es, wenn es möglich ist, auch nie erfahren!«

Wie uns das alles interessierte! Wir baten nun um nähere Erklärung, und der Großvater erzählte:

»Es war Ende Dezember im Jahre 1908, als wir da und dort von kleinen Erschütterungen des Erdbodens erschreckt wurden. Der Vesuv qualmte und spie mehr glühende Lava aus als sonst. Das verkündete nichts Gutes. Dabei hatten wir merkwürdige Färbungen des Himmels, eine leuchtende Atmosphäre, so daß man glaubte, die Sterne fassen zu können, und dann wieder ein Abendrot, gegen das das Feuer des Vesuvs fast verblaßte. Da, am 28. Dezember, geschah das furchtbare Unglück in Messina, bei dem durch nacheinander folgende Erdstöße zwei Drittel der herrlichen Stadt verschüttet wurden und beinahe hunderttausend Menschen zugrunde gingen! Wir erfuhren in Neapel nicht gleich den ganzen Umfang die-

ses gräßlichen Ereignisses, aber das, was wir vernahmen über Palermo und andere Städte, war so entsetzlich, daß mein Sohn und ich, als Ärzte, uns sofort entschlossen, zur Hilfe hinzufahren. Kriegsschiffe, die vor Neapel vor Anker lagen, bekamen Weisung, den Weg nach Kalabrien zu nehmen, andere Schiffe schlossen sich an. In einem, das die Stadt Neapel mit Hilfs- und Lebensmitteln schickte, befanden wir uns – ich stand an der Spitze dieser Hilfskolonne!

Ich war das Jahr vorher mit meiner Familie in Messina gewesen und hatte das Bild von der Einfahrt, wo die wunderschöne Stadt in ihrer ganzen Pracht vor uns lag, noch lebhaft vor Augen. Was für ein Anblick bot sich uns aber jetzt dar! Wo waren die Türme, die Kirchen, die Paläste, die sonst hervorragten? Wo waren die Villen auf den Hügeln, das schöne alte Kastell? Alles zusammengesüttet, untereinandergeworfen, wie aus einer riesigen Kinderspielwarenschachtel. Selbst die Ufer der uns so wohlbekannten Bucht hatten ein total anderes Aussehen. Lange Strecken davon waren mitsamt den Gebäuden spurlos im Meer verschwunden, und eine Landung war wegen des hohen Wellengangs und der herumschwimmenden Trümmer und Leichen sehr schwierig. Nur mühsam konnten wir uns auf kleinen Booten dem Ufer nähern. Wie aber anlegen, wo statt des Landes nur Schlamm war, wie irgendeine Richtung einschlagen, um in die Stadt zu kommen, wo sich keine Straßen mehr befanden? Mein

Sohn, der ziemlich bekannt war in Messina, wußte sich einfach nicht mehr zurechtzufinden.

Es war übrigens auch gleichgültig, wohin wir uns wandten, denn wir wollten ja helfen und retten, und um Hilfe und Rettung schrie und jammerte es von allen Seiten. Erlassen Sie mir, das Gräßliche der Eindrücke zu schildern. Russische Matrosen, deren Schiff zur Zeit der Katastrophe vor Messina gelegen hatte, waren die ersten, die den Mut hatten, sich dem großen Trümmerhaufen zu nähern. Mit unbeschreiblichem Einsatz, oft unter Gefahr des eigenen Lebens, verrichteten sie wahre Heldentaten. Ihnen, die sich in der Wirrnis schon eher zurechtfinden, schlossen wir uns an. Wo aus den Trümmern Hilferufe erschallten und wo wir mit nicht zu großem Zeitverlust den Verschütteten beikommen konnten, da holten wir sie heraus, Frauen, Kinder, Männer. Die so Gefundenen mußten mühsam über oft meterhohe Trümmer hinübergetragen werden, um endlich auf die rettenden Schiffe zu gelangen. Aber es waren wenigstens doch einzelne, die wir ihrem gräßlichen Schicksal entreißen konnten.

Unter ihnen befand sich ein junges Mädchen, das stand auf den Resten eines Balkons, die vordere Hälfte war weggerissen. Eng angedrückt an die allein noch stehengebliebene Mauer ihres elterlichen Hauses, verharrte sie, halb erstarrt, kaum bekleidet, nun schon sechsunddreißig Stunden in dieser Stellung, ihre Hilferufe waren ganz heiser geworden. Es gelang uns, sie zu bewegen,

den Sprung zu wagen auf ein gespanntes Tuch, und er gelang, wenn auch mit einem gebrochenen Arm. Unten im selben Haus, unter Steinblöcken hervor, erscholl ein jämmerliches Weinen. Ein Knabe von etwa zehn Jahren streckte einen Arm heraus, die andere Hand war ihm abgeschlagen. Wir konnten ihn aus seiner Lage befreien, und später fand der beständig um seine Eltern und Geschwister Jammernde die Seinen gerettet auf einem deutschen Schiff wieder. Wenn ganze Familien, wie es oft der Fall war, unter den Trümmern ihres Hauses tot beisammen lagen, so gab einem dies ordentlich ein Gefühl der Befriedigung. Am erschütterndsten und herzza-reißendsten waren die vielen hilflos herumirrenden und nach den Ihren rufenden Kinder. Und die verletzten Kleinen und auch solche, die, nicht verletzt, verlassen und ermattet dalagen! Einige sogar wurden noch ruhig in ihren Bettchen schlafend aufgefunden. Auf die Kinder hatten es unsere braven russischen Matrosen hauptsächlich abgesehen, und sie erzählten uns, daß sie schon am Tage vorher eine ganze Anzahl solcher armen Wesen auf ihr Schiff gebracht hätten.

Unsere Arbeit in den kommenden Tagen spielte sich nun meist auf den Schiffen ab, wo wir die immer wieder herbeigebrachten Verunglückten teils zu verbinden, teils zu amputieren hatten. Nur noch einmal gingen mein Sohn und ich an Land – es war acht Tage nach der Hauptkatastrophe –, und ich gestehe, daß dieser zweite

Eindruck für uns beide noch furchtbarer war als der erste. So nervenerschütternd damals das Wimmern und Geschrei um Hilfe von oben, von unten, von überallher wirkte, so unheimlich war diesmal die nun eingetretene große Stille.

›Niemand lebt nun mehr‹, sagte eins ums andere, und wir mußten tief innen immer wieder denken: Ja, Gott gebe es, daß niemand mehr lebt! Eigentlich nur, um uns zu vergewissern, hatten wir den grausigen Weg in die Leichenstadt noch einmal unternommen. Wir waren eben im Begriff, nach Eindringen in eine Gegend, in der wir noch nicht gewesen waren, wieder umzukehren – warum das Gräßliche sich noch einmal vergegenwärtigen, wo unsere Gegenwart doch nutzlos war? –, da hörten wir plötzlich in der grausigen Stille etwas wie die Töne von einem jungen Kätzchen oder irgendeinem kleinen schwachen Tier. Wir näherten uns der Stelle, es war hinter einem eingestürzten Hausbogen, und als wir näher hinhorchten, schien es uns das Wimmern eines neugeborenen Kindleins zu sein. ›Hier ist noch etwas Lebendiges!‹ – Einer der Steine lag so, daß wir ihn mit vereinten Kräften wegschieben konnten. Glücklicherweise stürzte, wie so oft, nichts zusammen, und nun sahen wir etwas Dunkles, Wirres liegen – hilf Gott, ein Kinderköpflein! Drüber waren Balken, die eine kleine Höhlung bildeten, und so bekamen wir es zu fassen. ›Sachte, nur sachte – um Gottes willen, nur nichts zerreißen!‹ Aber ganz

leicht und anstandslos brachten wir das Körperchen eines winzigen Kindes – es war ein Mädchen – heraus, das, gelb und zusammengeschrumpft, die Augen nicht mehr öffnete, wohl aber immer wieder von Zeit zu Zeit kleine wimmernde Laute von sich gab. Ich weiß nicht, warum gerade dieses elende Geschöpfchen mich von allem Gräßlichen, was ich gesehen hatte, am meisten packte. Da, wo es gelegen hatte, war das ganze Häuserviertel in einem wüsten Haufen zusammengebrochen, das Kind war allein übrig geblieben. Ich nahm's in meinen Mantel, und wir brachten es auf das Schiff zu den andern Kindern, wo hilfreiche Hände sich sofort seiner annahmen. Es wurde erst gereinigt, dann flößte man ihm langsam und mit großer Vorsicht Nahrung ein.

Acht Tage lang unter Trümmern!

Und nun wissen Sie, wie wir unsere kleine Nanetta gefunden haben! ... Das elende Geschöpfchen, das ganz besonderer Pflege bedurfte, haben wir uns ausgebeten, als wir am andern Tag mit einer großen Ladung von Geretteten, Verstümmelten und Kranken nach Neapel zurückfuhren. Das Kindlein machte uns niemand streitig. Ich hatte auch, soweit es eben anging, noch da und dort Umfrage gehalten, hatte die Gegend, in der wir die Kleine gefunden, nach Möglichkeit beschrieben, was aber dadurch erschwert wurde, daß in der Nacht einer der erneuten Erdstöße gerade dort noch vollends jede Spur vernichtete.«

Erschüttert hörten wir dieser schlichten Erzählung zu. Draußen war nun endlich die Sonne durchgedrungen, und Nanetta, das prächtige Kind mit den tiefschwarzen Augen, mit den strammen und doch so geschmeidigen Gliedern, spielte mit den Schwesterchen Ball, ihr helles, fröhliches Lachen klang herein.

»Aber wie ging das nun alles weiter? Wie kam das Kind zu einem Namen? Hat man wirklich nie mehr erfahren, wem es gehörte? ... Hatte es denn nicht irgendein kleines Erkennungszeichen an sich?« fragten wir erregt durcheinander. »Und was haben denn Ihre beiden Frauen zu dem Mitbringling gesagt?« konnte ich mich nicht enthalten, noch beizufügen.

»Unsere Frauen? Fragen Sie die selber«, erwiderten die Herren lachend.

Und die junge Dame schilderte uns nun in ihrer lebhaften, süditalienischen Weise, wie es gewesen war, als Nanetta zu ihnen kam.

»Sie können sich denken, was wir Frauen ausstanden, als unsere Männer sich so unvermittelt auf dieses gefährliche Terrain begaben. Ich litt um so mehr, da ich damals meine kleine Fiora hatte, die erst vierzehn Tage alt war, und ich immer denken mußte: wenn er nimmer heimkäme, mein Luigi, und er hat sich doch so sehr auf das Kindlein gefreut! Und dann kam er doch wieder, er und Papa, und wir waren so glücklich – Sie können's sich denken, nachdem wir von so viel Entsetzlichem gehört

hatten! Mammuccia saß neben meinem Bett, als sie eintraten, und Papa sagte: ›Da sind wir wieder, Dank der Madonna, die uns beschützt! Und wir haben euch etwas mitgebracht – auch Gott und ihr zum Dank! – Und ihr müßt nicht böse sein, ... wir wollen's alle lieb haben, auch wenn es uns vorerst noch viel Mühe machen wird!‹ Damit war mein Luigi hinausgeeilt ... wir sahen ihm etwas ängstlich nach. Er aber brachte auf einem schmutzigen Kissen etwas in einen bunten Schal Gewickeltes herein und legte es mir auf den Schoß, gerade neben unsere Fiora, die so hübsch mit runden Bäcklein in ihrem weißen Kissen lag.

›Herr im Himmel – ein Kind!‹ haben Mammuccia und ich zusammen ausgerufen, als wir das kleine, gelbe, verunzelte Geschöpfchen liegen sahen, das eher einer Mumie glich als etwas Lebendem.

›Nicht wahr, du wirst's pflegen? Es hat niemanden mehr auf dieser Welt, und Gott hat's gerade uns finden lassen‹, sagte mein Luigi und sah mich dabei immerhin etwas zaghaft an, denn erschreckt war ich doch recht und unwillkürlich rief ich aus: ›Dio mio – zwei Bambini!‹ ...

Meine Mutter aber, Sie wissen ja, wie gut sie ist, viel, viel besser als ich, die nahm das kleine Bündel gleich auf den Arm, und mit einem Blick voll Mitleid und Erbarmen sagte sie: ›Wie alt kann sie denn sein, die Poveretta? Und werden wir sie denn wohl auch wieder zurecht kriegen? Das macht ja die Augen nicht einmal auf! ?‹

›Das Zurechtkriegen eben wollen wir probieren. Und jetzt ist vor allem die Hauptsache, das Kindchen wieder recht gründlich zu baden und in frisches Zeug zu stecken«, sagte Papa.

Carlotta, unsere alte Wärterin, hatte keine sehr große Freude, als wir mit so etwas in ihre reinliche Kinderstube kamen.

›Grazie, grazie, das gehört doch ins Findelhaus und nicht zu rechten Leuten, und das paßt doch nicht neben unsere süße Fiora«, lamentierte sie.

Als Carlotta aber sah, mit welcher Liebe die Nonna die Kleine auswickelte, die armen verschrumpften Gliederchen in dem rasch zubereiteten Bad wusch und dem Geschöpfchen eines der Kleidchen von Fiora anzog, da half sie doch, wenn sie auch längere Zeit nachher noch die Wäsche von dem kleinen Findling gesondert behandelte.

›Man weiß doch nicht, welchen gewöhnlichen Leuten es gehört hat«, meinte sie geringschätzig.

›Geradeso gut kann's aber auch ein Grafen- oder Prinzenkind sein!« hielten wir ihr entgegen. ›Jedenfalls aber ist es ein Geschöpfchen, das Gott geschaffen hat!« Bis hierher erzählte die Frau.

Nun sagte der Großvater wieder:

»Denken Sie nur, wie sogar wir Ärzte uns in solchen abnormen Fällen täuschen können! Mein Sohn und ich haben das kleine Geschöpf beim ersten Anblick auf nur etwa acht Wochen geschätzt. Dann entdeckten wir, daß

es schon Zähne hatte. Und dann – so etwas muß man erlebt haben, wie's war, als die Kleine zum erstenmal ihre Augen öffnete – Sie kennen ja diese ganz besonders schönen, samtschwarzen Augen! – Und dann, wie sich nach und nach die verrunzelte Haut füllte, wie die Glieder sich streckten, wie das Gesichtlein sich rundete, wie das vermeintliche Baby auf einmal vom Arm herab verlangte und gehen konnte, und wie der kleine Mund ein paar Wochen nachher Worte, wenn auch unverständliche, sagte, und wie wir, immerhin ganz deutlich die Wörter ›Mama‹ und ›Etta‹ vernahmen. Aus unserem winzigen, verschrumpften, mumiengleichen Kindlein war im Lauf der Monate ein frisches, nettes, nach unserer endgültigen Schätzung beinahe zwei Jahre altes Mädchen geworden! – Als Zwillingsschwesterchen für Fiora, wie wir anfangs dachten, war Nanetta nun nicht zu gebrauchen – diesen Namen hatten wir ihr gegeben, nachdem sie uns beharrlich auf die Frage: ›Wie heißt du?‹ ›Etta!‹ geantwortet hatte. Als vor zwei Jahren Fiora noch eine Schwester bekam, da sagten wir beiden Alten zu den jungen Eltern: ›Ihr habt nun zwei, gebt uns die Nanetta‹ – und wir nahmen sie zu uns herauf – wir wohnen ja in einem Hause. Zusammengehören tun wir doch alle, die Großen und die Kleinen!«

Wie war das so schön und rührend, so echt barmherzig und gut. Und nochmals fragte ich: »Hatte denn das Kind gar kein Erkennungszeichen an sich – ein Hemdlein, ein Kettchen, ein Röckchen?«

Wieder wurde dies verneint, und der Großvater sagte: »Die paar Fetzen, die vielleicht noch an ihr hingen, beachteten wir damals nicht, sie hätten wohl auch zu keiner Entdeckung geholfen. Ein halbes Jahr nach der Katastrophe aber bin ich mit dem Kind – Carlotta ließ es sich nicht nehmen, uns zu begleiten, so sehr war sie, wie wir alle, schon mit der Kleinen verwachsen – noch einmal nach Messina gefahren, und wir haben überall, wo wir nur annähernd noch an einen Erfolg denken konnten, das Kind gezeigt und von ihm geredet. Allerlei Mütter kamen, die hofften, in dem, auch in verschiedenen Zeitungen ausgeschriebenen, Kind eines ihrer Verlorenen wiederzufinden, aber es war immer nichts!

›Meine Kleine hatte glatte Haare.« ... ›Mein Süßes war viel heller.« ... ›Mein Engelchen hatte ganz andere Augen, ... sie ist's nicht, sie ist's nicht!« ... So wußte eine jede etwas anderes zu sagen. Und nach vierzehn Tagen – so lange hielten wir uns dort auf, um doch ja nichts für des Kindes Zukunft zu versäumen – fuhren wir unverrichteter Dinge wieder heim. Carlotta war ganz glücklich, sie versicherte nachher, selbst einer Principessa hätte sie die Augen ausgekratzt, wenn sie ihr die Nanettina hätte nehmen wollen! Und auch wir hatten das Gefühl: jetzt erst gehörte uns Nanetta wirklich, als ein Gottesgeschenk. Und nun, nach sechs Jahren, denken wir gar nicht mehr daran, daß es eine Zeit gab, wo die Kleine noch nicht zu uns gehörte – unsere Eigenen sind uns ja nicht lieber

als sie. Wenn's gelingt, so soll Nanetta auch nie erfahren, daß sie einmal andere Eltern als uns gehabt hat!« ...

In diesem Augenblick rannten die zwei kleinen Mädchen zur Türe herein, gefolgt von Fräulein Gertrud, die wieder nicht Herr geworden war über die wilden, ausgelassenen Ragazze. Sie waren nicht zu bändigen, rasten um den Tisch herum und hörten nicht auf des Fräuleins und auch auf der Mutter dringendes Rufen: »Seid doch lieb – laßt euch fangen – ihr müßt jetzt Milch trinken – sie wird ja kalt!«

Da war's wieder Nanetta, die die Schwesterchen erhaschte, je mit einem Arm eins umschlang, ihnen leise zuredete und sich dann zu ihnen an den Tisch setzte. Vorher aber eilte sie noch rasch davon, denn mit einem Blick hatte sie erfaßt, daß die Serviettchen fehlten. Ganz wie ein Mütterchen sprach sie der einen, die Milch nicht gern mochte, zu, während sie der kleinen Angela ihre Semmel einbrockte. Zu dem Fräulein sagte sie: »Ich schon machen! Sie nur trinken inzwischen jetzt selber Ihr Kaffee, Fräulein, wo Sie 'aben doch serr Kopfweh!«

Ich kann wohl sagen, ich habe in meinem Leben nie etwas Fürsorglicheres, Herzigeres von einem solch jungen Menschenkind gesehen. Und als ich unwillkürlich leise zu der Nonna sagen mußte: »Ihr Messinakind wird gewiß ein Segen für Sie alle« – da nickte diese nur, faltete die Hände und sagte schlicht: »Ja, wenn Gott ferner Segen gibt.« Im selben Moment war Nanetta, deren Augen

alles sahen, wo Hilfe not tat, herbeigesprungen, um der Großmutter die ihr eben herabgefallene Häkelnadel wieder aufzuheben.

»Nonna mia!« sagte sie mit ihrem tiefen, einschmeichelnden Stimmchen und lehnte sich dabei zärtlich an die alte Dame.

Ja, das Kind war an einem guten Platz! Oft aber muß ich denken, ob nicht doch noch irgendwo irgendwer vorhanden ist, zu dem die kleine Nanetta einst in Wirklichkeit gehörte? ... Das gehört zu den vielen Dingen, welche erst die Ewigkeit offenbaren wird!

